Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 52

Artikel: Friede auf Erden!

Autor: Trösch, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646270

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

viel später hat er seinem Hauptmann alles gebeichtet, hat ihm erzählt von seinen wunbervollen Bündnerbergen, und wie er damals einsach gestorben wäre am Heimweh, wenn er sich nicht selbst geholfen. —

Der Hauptmann war gar nicht böse, freundlich hat er ihm auf die Schulter geklopft: "Kramer, ein braver Kerl sind Sie doch — und wenn wir erst wieder Frieden haben werden, dann verspreche ich Ihnen, ich werde Sie einmal aufsuchen auf Ihrem prächtigen Fleck Erde, Sie und Ihre Frau und die Kinder, damit ich es auch kennen lerne, Ihr wunderschönes Engadin."

Weihnachtsabend.

Die fremde Stadt duchschritt ich sorgenvoll, Der Kinder benkend, die ich ließ zu Haus. Weihnachten war's; durch alle Gassen scholl Der Kinder Jubel und des Markts Gebraus.

Und wie der Menschenstrom mich sortgespült, Drang mir ein heiser Stimmlein in mein Ohr: "Kauft, lieber Hert!" Ein magres Händchen hielt Keilbietend mir ein ärmlich Spielzeug vor.

Ich schreit empor; und beim Laternenschein Sah ich ein bleiches Kinderangesicht; Wes Alters und Geschlechts es mochte sein, Erkannt ich im Vorübertreiben nicht.

Nur von dem Treppenstein, darauf es saß, Noch immer hört ich mühsam, wie es schien: "Kaust, lieber Herr!" den Rus ohn' Unterlaß; Doch hat wohl keiner ihm Gehör verlieh'n.

Und ich? War's Ungeschick, war es die Scham, Am Weg zu handeln mit dem Bettelkind? Eh' meine Hand zu meiner Börse kam, Berscholl das Stimmlein hinter mir im Wind.

Doch als ich endlich war mit mir allein, Erfaßte mich die Angst im Herzen so, Als säh' mein eigen Kind auf jenem Stein Und schrie nach Brot, indessen ich entsloh.

Theodor Strom.



M. Steinlen: Die Gefährtin.

(Aus "Frankreich im Kriege" von Dr. Max Müller. Berlag Orell Füßli, Zürich.)

Don Ernst Trösch.

Ein einsamer Wanderer schrift spät durch die wintersliche Allee, unter alten, mächtigen Bäumen dahin, deren Kronen dem Weltgeschehen seit anderthalb Jahrhunderten gelauscht hatten, einem Fluß entlang, in dessen Fluten die ersten Menschen dieser Gegend gebadet haben mußten, durch dessen Kauschen das Weh untergegangener Bölker, das Triumphgeschrei ihrer Erben geklungen hatte.

Der Einsame hatte oft da draußen seinen Körper ersfrischt und gestärkt, seine Seele gebadet und gesabt und neue Kräfte geholt für das Leben drinnen in dem dumpfen Häusermeer.

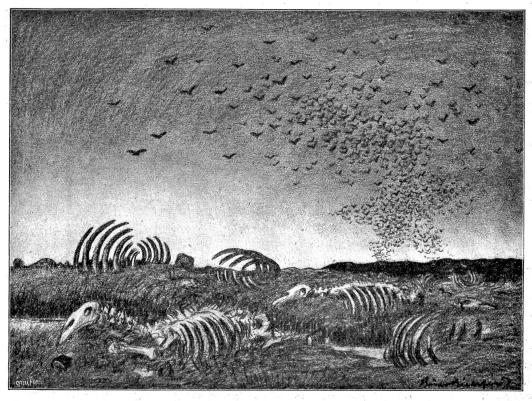
Aus der Stadt flang Glodenton herüber, zag und dumpf wie ferne Trauer. Er blieb in den grauen dichten Nebeln steden, die den Fluß hinauf, hinunter wogten, das Münster umbrandeten, mit dem Glodenschwengel rangen wie mit einem Feind.

Heilige Nacht! Friede auf Erden! Ein Hohngelächter, grell und hählich, schreckte den Wanderer aus seinem Sinnen empor. Kam's aus dem Rauschen des Flusses? Erscholl es in den Wipfeln der Bäume, in denen verzerrte, grinsende Spukgestalten sich zu bergen schienen? Oder stieg es aus den Tiefen seiner eigenen Seele empor?

Friede auf Erden?!

Er sah den Bostboten eines kleinen fernen Dörfleins unter ein niederes Dach treten. Lichterschein und frohe singende Kinderstimmen. Und dann ein Iubeln: "Mutti, nächste Woche kommt ja der Vater auf Urlaub. Und der Bruder kommt auch bald heim!" Und er sieht die Gestalt der Mutter niedersinken, die Kinder zu umarmen und ein heißes indrünstiges Dankgebet zum Simmel zu senden: "Wie dank ich Dir, Vater im Simmel, daß Du sie gnädig behütet hast in der Sölle der Schlacht! Du weißt ja, wie elend, wie grenzenlos elend wir ohne Vater und Sohn sind! Du wirst sie uns auch künftig behüten, ich weiß es, und dafür will ich Dir danken, sieber Gott, danken bis zu meinem letzen Hauche. . . ."

Der Bote hört es und umklammert frampfhaft die zwei Pakete, die er da abzugeben hat: Liebesgabenpakete, die vor wenig Tagen von glüdlichen Kindern und einem glüdlichen Weibe zur Post getragen wurden, um denen da



Bruno Bielefeldt: Das Schlachtfeld.

(Aus "Deutschland im Rriege". Erschautes und Erlebtes von G. B. Eberlein. Berlag Drell Füßli, Zürich.)

draußen eine stille schöne Weihnachtsfreude zu bereiten. Und jett, jett sind die Pakete wieder da, und auf beiden steht geschrieben: "Unbestellbar. Auf dem Felde der Ehre gestallen."

Bater und Sohn in berfelben Schlacht!

Der Bote schleicht sich hinweg. Er möchte die zwei Pakete zermalmen, vernichten, verbergen. Er schmeist sie in den Schnee und — hebt sie wieder auf. Es könnte sie jemand finden und arglos, leichtsinnig, gedankenlos hinstragen. . . . Und dann. . . . Noch hat er den Schrei, jenen Schrei im Ohr, wie er ihn noch von keinem Tier, von keinem Menschen je vernommen, jenen Schrei einer Mutter, der er ein ähnliches Paket gebracht hatte, und die man ein paar Tage später hinausgetragen hat auf den Friedhof. . . .

Und jetzt die da! Die Mutter und die drei Kinder!

Kann man so etwas fassen?

Der Bote legt seine Last in den Schnee und zündet hin auf die zwei Pakete, um sich wieder und wieder davon zu überzeugen, daß es doch wahr sei: "Uebestellbar. Auf

dem Felde der Ehre gefallen!"

Er zündet und zündet. Er hat heute so Mühe, die paar Buchstaden zu enträtseln. . Und da ist noch ein solches Paket darunter . . für den Schönhofer, der seinen einzigen Buben im Felde hat. Für den Bauern, der ihm aus dem Wege geht, wenn er ihn auf den Hof zu kommen sieht . . . ihm, dem alten treuherzigen Postboten, der keinem Wurm was zu leide täte. Fürchtet er, daß er ihm so ein Paket zurückringen könnte, just so ein Paket wie dieses da, wenn er ihm aus dem Weg geht wie einem Feind?

Der Bote rafft sich gusammen und geht mude weiter,

seinen Pflichten nach.

Da ist ein Brief für die Frau des Peter Toni. Sie erwartet den Mann von Konstanz her, wo er kürzlich mit einem Invalidenzug aus Frankreich angekommen sein soll. Der Brief scheint seine Ankunft zu melden, ist aber stark verspätet. Bielleicht ist der Mann schon da. Da wird also doch wohl ein wenig Christseude zu sinden sein. Der Toni, ein großer, starker, etwas roher Mensch, war zwar

zuweilen dem Trunke ergeben, aber geschafft hat er für zwei. Und wer weiß, vielleicht hat der Krieg ihm das Trinken abgewöhnt.

Der Bote stapft auf die Tür des Beterschen Hauses zu. Er tritt in den dunklen Flur. Aber wie er eben anklopfen will, hört er drinnen eine Stimme... die Stimme des Toni ... "Bring mir was zu saufen!"— er scheint noch der alte zu sein, der Ton läßt noch Schlimmeres ahnen!— Wenn man vom Felde der Ehre heimstommt ...!"

Die Tür öffnet sich und er sieht ... Um Gottes willen! Was ist das? Sitt der Toni auf dem Fußboden? oder ... Nein, barmsherziger Gott!... Beide Beine fehlen ihm!

Ein Häuflein Kinder steht verschüchtert, starr, wortlos, in grenzenlosem

Iammer um den Krüppel herum . . . "Was gafft ihr?" schreit er sie eben an. "Im Krieg wird man nicht schöner!"

Die Frau, die in den dunklen Flur hinausgetreken ist, ohne den Postboten zu bemerken, zieht die Tür wieder hinter sich zu. Der Bote wagt es nicht, das Weib anzureden . . . Jeht hört er, wie sie sich schwer gegen die Wand lehnt — es war beinah' wie ein Fall — und wie ein schmerzgequältes, krampshaft unterdrücktes Schluzen ihren Körper schüttelt . . . einen Augenblick nur. . . Dann hört er, wie eine Hand nach einer Türe tastet, sie öffnet; er bemerkt undeutlich, wie eine Gestalt in die Küche tritt und auf einem Schemel zusammenbricht.

Der Bote steht da, den Brief, den er hier abgeben soll, noch immer in der Sand, die er wie zum Hinreichen ausgestreckt hält. Er soll ja hier die frohe Botschaft von der Heinkehr des Baters bringen, und er kommt zu spät, zu spät! . . . Er ist schon da!

"Kommt der Schnaps?" schreit's jest drinnen. "Ich muß ihn wohl selber holen!" — —

Ein gequälter Laut dringt aus der Küche, ein schluchzendes Würgen. Dann erscheint die Frau wieder in der schwachen Türhelle, eine Flasche in der Hand. . . Sie öffnet die gegenüberliegende Tür. . . Ein Lichtstrahl streift einen Augenblick ihr Gesicht. Der Bote sieht, wie sie sich zu einem Lächeln zwingt, zu einem Lächeln, das dem Boten die Tränen in die Augen treibt. "Da, Vater!" hört er sie noch sagen. Dann geht die Tür wieder zu.

Der Bote kehrt um, wantt hinaus. Seine Hand hat den Brief, den er hier hätte abgeben sollen, zusammengeknüllt. Er preßt die Fäuste vor die Augen und weint, weint, als ob er heute erst erfahren, was Schmerz heißt.

Und dann steht er wieder unter dem niederen Dach der ersten Hütte; er hört nicht mehr die frohen Kindersstimmen. Sie sind wohl schon zu Bett gegangen und träumen nun süß und lied vom Bati und vom großen Bruder! Und das Weib, das arme, ahnungslose Weib, es fährt wohl fort, dem lieden Gott zu danken . . .

Der Bote lehnt schwer gegen einen Pfosten. Der Jammer seines Amtes würgt ihn in seiner Kehle, brennt und fiebert in seinem Hirn.

"Bin ich ein Hund, ein Untier, ein Scheusal, daß man mir dieses Amt aufgebürdet hat? . . . Des Kaisers Dienst! des Kaisers Dienst!"

Er rennt hinaus in den Schnee und in die Nacht. Und plöglich packt er die Pakete und die ganze Post und schmeißt sie hin auf die Straße und zerstampft und zertritt sie und schreit durch die einsame Dorfgasse: "Ein Hund, ein Untier! Ich bin kein Hund! Wenn der Kaiser die Bakete bestellt haben will, so mag er's selber tun."

Den Postboten hat seither keiner mehr gesehen.

Der einsame Wanderer ist am Flusse stehen geblieben, an den Stamm einer mächtigen Ulme gelehnt. Noch läuten die Gloden drüben in der fernen Stadt.

Friede auf Erden?

Der Ginsame verhüllt sein Gesicht und weint.

== 3ur heiligen 3eit. ==

(Gespenstergeschichten aus Bern.)

Zur heiligen Zeit war es, da stieg ein junger Geistlicher im Münster auf die Rangel, um das heilige Wort zu verfünden. Andachtsvoll lauschte die Menge seinen Reden. benn es war ein neuer Geist, der aus ihnen floß, der Geist ber freien Anschauung, der sich über die Schranken des bis heute Geltenden hinwegsette. Da wurde der Prediger plot= lich stumm. Die Rnie fingen ihm an zu wanten. Seine Augen vergrößerten sich in maglosem Schreden und feinen Ion brachten seine blassen, trodenen Lippen mehr vor. Was war geschehen? Man führte den Mann von der Rangel, man flößte ihm in der Safristei stärkenden Wein ein. Darauf bestieg er wieder die Kanzelstufen. Raum aber hatte fich sein Mund geöffnet, um die heiligen Worte weiter zu verfünden, da wurde er wieder von namenlosem Schreden gepadt. Nur ihm ersichtlich, tauchte hinter ihm auf der Kanzel eine hohe, schwarze Gestalt auf und legte ihm mahnend, schwer, die Sand auf die Schulter. Sein Borganger im Amte war es, den der Tod erft fürglich seiner Gemeinde entrissen. Satte den Toten der Geist der neuen Weltanschauung, die von seinem Blate aus verfündet wurde, aus seiner Ruhe aufgeschredt?

In den heiligen Tagen war es auch, vor alter Beit, ba langte nach beschwerlicher Tageswanderung ein junger Pfarrhelfer in Bern an. Und da es Abend war und er seine Reise ins Oberland erst andern Tages fortseten konnte, quartierte man ihn in das Stubchen des Munfters ein, dessen Fenster gegen die Plattform hinausschaut. Es war eine Mondnacht. Boll fiel das weiße Licht durch die Gitter des Fensters. Da, gegen Mitternacht, war dem Schlafenden, als wurde draußen etwas vor sich gehen. Er erhob sich und drudte sein Gesicht an die Fenstergitter an. Und ba fah er, wie vier Geiftliche im Ornat ernften, gemeffenen Schrittes sich unter den Bäumen der Plattform ergingen. In einigem Abstand folgten ihnen vier Rlosterschwestern. Ernste Fragen mußten es sein, die die geiftlichen Serren beschäftigten, benn von Beit zu Beit blieben sie, heftig gestifulierend die einen, nachdenklich die Sande auf den Ruden gelegt die andern, stehen. Rein Blatt am Baume bewegte sich und fein Stein rührte sich unter bem Fuß ber Dahinschreitenden. Auch fein Ton wurde laut. Aber als fie an dem Fenfter des Munfters vorbeifamen, da wandte einer der Geistlichen den Kopf und gewahrte den jungen Mann, der sie beobachtete. Blötlich gischten acht Flämmehen auf. Eine bläuliche Wolke ichob fich vor den Mond. Aber als die sich verzogen hatte, lag die Blatt= form so da, wie sie vorhin war. Der Mond überzog die

Türmchen und Spihen des Münsters mit Silber; Silber wob sich über die Blätter der Bäume. Aber von denen, die eben hier gewandelt, redete nicht die leiseste Spur.

Weihnachtstag. Die Lichter des Weihnachtsbaumes in der Fährmannsstube am Ramsenerloch waren bereits abgebrannt. Da gewahrte die Frau des Fährmanns einen dunkeln Schatten jenseits der Nare, der winkte mit den Armen, als wollte er den Schiffer hinüberrufen. In diefer Bu dieser Stunde? Da vernahm man auch schon Reit? einen Ruf, drei=, viermal. Schweren Herzens band der Fährmann seinen Kahn los und fuhr hinüber. Wie er aber nach dem Gesicht dessen, der die Ueberfahrt begehrte, forschte, da sah er, daß ein dides schwarzes Tuch seinen Ropf umhüllte. So, erflärte er ihm, wurde er ihn gewiß nicht hinüberfahren. Da sprang der Geselle furzweg in den Nachen und drudte dem Fahrmann die Ruder in die Hand. Die Flut begann zu branden, als der Kahn über sie hinfuhr. Saushohe Wellen schienen die Brude, die Häuser einreißen zu wollen. Und das Schiff tanzte, als wollte es jeden Augenblid umfturzen, sich in den Abgrund versenken. Dem Fährmann standen die haare zu Berg. Noch nie tat er eine solche Fahrt. Unbeweglich saß der verhüllte Mann vorn am Bug. Da warf der Fährmann einen Stod nach ihm: "Du bist an alle dem schuld!" Was war das? Eine Flamme gischte auf. Wie nach Schwefel begann es zu riechen. Wo aber war der Mann geblieben? Ein Lichtlein sei noch eine Zeitlang über einer hoben Welle getanzt, wußte die Frau des Fährmanns, die ent= sett vom Fenster aus zuschaute, zu erzählen. Und plötlich sei es im Gischt verschwunden.

Am selben Ort und zur selben Zeit sehen gewisse Bersonen, denen eine Fee eine besondere Sehergabe verliehen oder die unter einem außergewöhnlichen Stern geboren wurden, sieden Lichtlein über die ruhig dahinfließenden Wasser der Aare tanzen. Sie heben und senken sich abwechselnd. Sie huschen umeinander herum, suchen sich zu erhaschen und führen alsdamm einen Reigen auf. Da holt die alte Turmuhr zum Mitternachtsschlag aus, ernst warnend. Ein Zuchung zeht durch die Flämmchen. Setzt ein sautes, schmerzliches Seufzen. Der zweite Schlag — und verschwunden sind die Lichter. Beguinen seien es, heißt es im Bolksmund, die in jungen Jahren wider ihren Willen in das nahgelegene Kloster einzestecht worden seien. In der heiligen Zeit sei ihnen eine kurze Frist gewährt, um sich für einige Augenblide ihrer

geraubten Jugend zu erfreuen.

versenken muß.

Die heilige Zeit ruft aber auch die Kindsmörderin an den Ort ihrer Tat, damit sie die Schrecken ihres Verbrechens immer wieder inne werde. Sie erscheint alsdann beim Trakaumätteli, eine weißverschleierte, junge Frau. Und weithin hört man das Schreien ihres neugebornen Kindes, das sie, jedes Jahr von neuem, in die Fluten der Aare

Die heiligen Zeiten treiben aber auch so manchen, den das Heinweh sein Leben lang verfolgt, an den Ort seiner Kindheit. Lautlos öffnen sich die Türen eines alten Hauses der innern Stadt und über ihre Schwelle schreitet eine junge Bäuerin in der Tracht vergangener Jahrhunderte. Den Schwefelhut am Arm, durchwandert sie alle Räume, in denen sie ihre Kinderspiele gespielt. Bor einem alten Spiegel bleibt sie stehen und ordnet ihr Haar. "Sie ist wieder da," sagen die Bewohner des Hauses, und bemühen sich, ihr nicht in den Weg zu treten. Und wenn sie nochmals durch die Jimmer gegangen ist, dann schließen sich die Türen wiederum sautlos hinter ihr zu und niemand sieht sie vor den nächsten heiligen Zeiten wieder.

Ein alter Herr geht um die Weihnachts= und Neusiahrszeit immer denselben Gang, den er in seinem Leben zu tun pflegte: Wenn der Mond sein Licht voll entfaltet hat, tritt er aus einem Pavillon in der Enge heraus und schreitet, den silberbeschlagenen Stock in der Hand, dem Studerstein zu — in derselben Tracht, die er in seinem